In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 114 Posen, den 19. Mai 1929 3. Jahrg

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krack.

1. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Aber es war ausschließlich Steffens Kreis, war nur sein Umgang und Verkehr. Ein paar Freundinnen Erikas, die draußen wohnten, kamen wohl hin und wieder in der ersten Zeit, vielleicht mehr aus Neugier, aber eine nach der anderen verlobte sich, heiratete — hierhin und dorthin — und so lockerten sich die Beziehungen, wurden loser und loser, bis man sich ganz aus den Augen verlor.

So stand Erika bald allein, kam sich wie fremd vor unter den fremden Menschen, fühlte sich wie verlassen. Wenn sich unter den neuen Bekannten nur eine junge Frau gefunden hätte, die sich ihrer annahm, sie aufrüttelte, sie zu sich heranzog —! Aber mußte man nicht von ihr erwarten, daß sie den ersten Schritt tat, das erste Wort sprach —?

Aber das tat sie nicht, das lag ihrer Natur fern. Zurückhaltend, fast scheu, wie sie immer gewesen war, noch heute war. Und das verstand man nicht, legte man sogar falsch aus, als Stolz, Dünkel, Hochmut, als ob sie auf ihr Geld, ihren Reichtum pochte, als ob sie sich was Besonderes dünkte unter all den anderen. Schon ihr Äußeres — wie sie sich anzog — ihr „Eigenkleid“ — als Frau eines Arztes. Sie nahm sich merkwürdig aus. Man lächelte, spöttelte...

So kam man sich nicht näher, wurde nicht warm miteinander, zog sich allmählich zurück — ganz allmählich . . .

Auch der kleine Marnitz. Auch er. Ließ sich immer weniger blicken, kam immer seltener, machte allerhand Ausflüchte, entschuldigte sich mit Arbeit und dergleichen.

Steffen fühlte es, bedauerte es und konnte doch nichts tun, war ohnmächtig! Er sprach mit seiner Frau darüber, offen und ehrlich, aber sie machte ein erstauntes Gesicht. Was konnte sie dafür? Hatte sie schuld? Sie wußte nicht, was sie getan hatte.

Sie schien auch nichts zu vermissen, nichts zu entbehren — im Gegenteil. Steffen wollte es beinahe scheinen, als ob ihr nichts daran läge, ja, als ob es ihr lieb wäre —.

Wirklich —? War es so —? Und warum? Welche Gründe konnte sie haben —? Er konnte es sich nicht erklären, konnte sich keinen Vers daraus machen, bis er eines Tages die Lösung des Rätsels fand.

Es war an einem Donnerstag, wo Steffen seinen Stammtisch hatte. Im April. Und draußen richtiges Aprilwetter. Regen und Sturm. Es klatschte gegen die Scheiben, pfiff und heulte um die Dächer.

Sie waren beim Abendessen. Saßen sich gegenüber. Beide allein. Über dem Tisch die schwere Krone mit den verhängten Glühbirnen. Mattes Licht im Zimmer. Fast Dämmerung. In den Ecken dunkle Schatten.

Eine ganze Weile Schweigen. Es war, als ob Erika etwas auf dem Herzen hatte. Steffen wartete.

Endlich, als sie sich den Tee einschenkte, sagte sie plötzlich, unvermittelt: „Gehst du heut abend —?“ Und warf ihm einen fragenden Blick zu.

Er blieb ganz ruhig. „Zum Stammtisch, meinst du —? Ja, ich wollte eigentlich —.“

„Bei dem Wetter —?“

„Na, was macht das —? Bin ich doch gewöhnt —!?“

„Liegt dir denn so viel daran —?“

„Oh, das gerade nicht. Heut nicht mehr als sonst. Warum —? Möchtest du gern, daß ich zu Haus bleibe?“

„Ach ja —“, kam es schnell zurück, bittend, herzlich.

„Nun, dir zu Gefallen —.“ Und scherzend fuhr er fort: „Aber der Lohn? Was bekomm' ich dafür —?“

Sie stand sofort auf, ging um den Tisch, nahm seinen Kopf in beide Hände und gab ihm einen Kuß.

Sie wollte gleich wieder davon, aber Steffen hielt sie fest, schob den Stuhl zurück und zog sie zu sich aufs Knie. „Nein, jetzt hab' ich dich einmal, jetzt kommst du mir so schnell nicht davon, hörst du —? Nun mußt du beichten . . .“

Fast ängstlich sah sie nach der Tür. „Wenn das Mädchen kommt . . .“

„Nein — nein, mein Schatz — das Mädchen kommt erst, wenn geklingelt wird, nicht wahr? Das weißt du sehr gut. Und wenn es kommt, was liegt daran —? Sind wir nicht Mann und Frau —?“

„Was soll ich denn beichten —?“

Er nahm ihre beiden Hände, sah ihr in die Augen. „Aber ehrlich — die Wahrheit — verstanden —?“

„Ja —“

„Was hast du gegen unsern Stammtisch, gegen meine Freunde —?“

Sofort senkte sie den Kopf, wich seinem Blick aus. „Aber nichts — —“

„Eri — so sag' doch —.“

„Ich weiß nicht — was tut und treibt ihr denn da —?“

Er lachte. „Was wir tun und treiben? Aber Frauchen, kannst du dir das nicht denken? Wir haben unser Zimmer, sitzen um einen großen, eichenen, ungedeckten Tisch, unterhalten uns, trinken eine Flasche Wein und rauchen unsere Zigarren . . .“

„Und das ist alles —?“

„Ja, was denn noch —?“

Sie schüttelte den Kopf. „Und jeden Donnerstag — von neun Uhr bis in die Nacht —? Stunden und Stunden —?“

„Ganz recht —“

„Und denn —? Nachher —? Was denn —? Geht ihr gleich nach Hause —?“

Sie hob ein wenig den Kopf, sah ihn von unten an, als ob sie die Antwort in seinen Zügen lesen wollte. Aber er blickte sie gerade an.

„Ganz entschieden. Die einen gehen nach Hause, die anderen nicht —“

„Wohin gehen sie denn —?“

„Lieber Gott, in ein Bräu, zum Schluß ein Glas Pilsener trinken, in ein Café, eine Bar, wie's kommt —.“

„Und du —?“

„Ich —? Aber du weißt doch, Eri — hab' ich dir doch gesagt: solange ich verheiratet bin — —“

„Bist du niemals —?“

„Nein, niemals —! Auf mein Wort —.“

Sie drückte still seine Hand. „Und Marnitz —?“

Wie kam sie mit einemmal auf Marnitz? Er verstand nicht — „Na, Marnitz hat doch keine Rücksicht zu nehmen, ist ein freier Mann, kann tun und lassen was er will — —“

„Aber er ist ein — ein Lebemann, nicht wahr —?“ Und zögernd, indem sie, wie verlegen, nach Worten suchend, über seinen Ärmel strich: „Und ein — ein — großer Damenfreund — —?“

„Woher weißt du denn das?“

„Zu Hause wurde von ihm gesprochen — hin und wieder —

meine beiden Brüder — Dietrich und Werner — das hab ich mir gleich gedacht — —"

„Und hast geglaubt, daß ich auch —? Schäfchen —!" Er nahm sie und küßte sie.

Nun war ihm alles klar, wurde er mit einemmal sehend. Also das war's. Sie traute Marnitz nicht, hielt ihn für seinen Verführer, für seinen bösen Geist, der ihn auf Abwege lockte oder locken konnte. Daher ihre Zurückhaltung seinem Freunde gegenüber, ihr kühles Wesen, ihre fast feindselige Haltung . . .

Er beschwichtigte sie, erklärte ihr alles — ruhig und ernst — beinahe wie ein Arzt, der zu einem Leidenden spricht. Nein, ihr Verdacht war unbegründet, sie irrte sich, brauchte sich keine Sorge zu machen. Marnitz und er waren gute Freunde — ja — von Jugend auf — aber trotzdem verschieden, ganz verschieden, beinahe Gegensätze.

Das verstand sie nicht? Ja, es war aber so, war häufig so im Leben. Gerade darum zogen sie sich an, gaben sich gegenseitig, weil keiner dem anderen glich, der eine wie die Ergänzung des anderen war. Und wie jeder in seiner Art wurzelte und blieb, jeder den anderen achtete, versuchte auch keiner den anderen zu beeinflussen und sich selbst untreu zu machen. So hielten sie's miteinander, hatten es immer gehalten.

Erika war still, hörte zu, nickte zu allem, hatte kein Wort dawider.

Aber damit war's nicht anders, war nichts getan — nein. Soweit kannte Steffen sein junges Weib. Sie war nicht überzeugt, nicht anderen Sinnes geworden. Ihr Mißtrauen war nicht geschwunden, das blieb, saß fest in ihr . . .

So kam es, wie es kommen mußte: die Freunde trafen sich immer seltener, sahen sich immer weniger, kamen langsam auseinander . . .

Das hatte Steffen nicht geglaubt, nicht für möglich gehalten. Er dachte oft daran, dachte an ihre Kindheit, ihre Jugend, die schönen Jahre auf der Hochschule, an die Reisen, die sie zusammen gemacht hatten. Und ihn überkam Wehmut, Trauer, es schmerzte ihn, gab ihm einen Stich ins Herz.

Und Marnitz? Wie stand's um ihn? Ging's ihm ebenso? Oder wurde es ihm leichter? Kam er schneller darüber hinweg —?

Nein. Es war dasselbe, das gleiche Gefühl. Das zeigte sich eines Tages . . .

Steffen kam von Schlachtensee, hatte seine Frau besucht, die draußen bei der Mama war. Schon ein paar Tage zur Erholung. Zur Auffrischung. In der letzten Zeit hatte sie sich gar nicht wohl gefühlt, über Abspannung und Ermüdung geklagt. Was war es? Was hatte sie? Gewiß nichts Ernstes. Vielleicht ein wenig Luftveränderung, ein bißchen Wasser und Wald, und alles war gut.

So war er selbst auf den Gedanken verfallen, hatte ihr den Vorschlag gemacht, ein paar Tage draußen zu bleiben. Das tat ihr vielleicht wohl.

Es schien auch so. Sie bekam wieder Farbe, wurde lebhafter, munterer, und aus den Tagen wurden Wochen.

Ihm war's nicht angenehm, nicht behaglich. Ein Haus ohne Frau. Die Wirtschaft mit den Mädchen. Alle die Kleinigkeiten, die besorgt werden mußten. Dies Fragen und Antworten. Und die einsamen Mahlzeiten, die er nicht mehr gewohnt war.

Aber er blieb still, fügte sich. Wenn es nur half, wenn Erika nur wohler, frischer wiederkam. —

Er trat aus dem Bahnhof, ging quer über den Fahrdamm und bog in die Eichhornstraße ein.

Ein schöner, milder Maiabend. Kaum ein Lüftchen. Lichtblauer Himmel und schimmernder Sternenschein. Steffen wollte den Abend genießen, zu Fuß heimgehen.

In der Potsdamer Straße ein Leben und Treiben wie am hellen Tage. Straßenbahnen klingelten, Kraftfahrzeuge surrten und sausten, Mietsdroschken klapperten vorüber. Auf den Bürgersteigen junge Männer nach neuester Mode, die „Melone" oder den Strohhut im Nacken, geschminkte Dämchen in kurzen, engen Röcken und Halbschuhen — das Berliner Nachtleben begann . . .

Auf der Potsdamer Brücke kam ein kleiner, beweglicher Herr angeschlendert in grauem englischen Anzug, den weichen Panama etwas auf dem rechten Ohr, den hellen Sommerüberzieher lässig überm Arm: Klaus Marnitz.

Sie gingen sich entgegen, konnten nicht ausbiegen, mußten aneinander vorüber, mußten sich sehen.

Steffen schoß es durch den Kopf, plötzlich schnell; wenn wir beide jetzt auf verschiedenen Seiten gingen, er drüben und ich hier — was würden wir tun? Stehenbleiben? Uns entgegenkommen, uns begrüßen? Nein — jeder würde weitergehen, tun, als hätte er den anderen nicht bemerkt, wir würden uns nicht kennen, uns „schneiden" . . .

Wirklich —? Stand es so zwischen ihnen —? War es soweit —? Nein, und tausendmal nein —! Seinetwegen nicht — nicht durch seine Schuld — niemals —!

Und er verhielt den Schritt, stand vor Marnitz still, streckte ihm die Hand entgegen.



„Sieh da, Steffen —! Bon soir! Hier trifft man sich, und wohin des Wegs, wenn man fragen darf —? Nach Hause —?" Er stand da, schlank, lässig, vornehm, leicht auf seinen hellen Stock gestützt, der sichere, nie verlegene Weltmann, und sprach leise lächelnd, ein wenig spöttisch.

„Ja, ich wollte nach Hause. Und du —?"

„Mir gleich. Ich weiß nicht. „Wie's trefft" sagt der Berliner. Wollte mich heute mal vom Strom treiben lassen — zur Abwechslung — hat auch seine Reize —."

„Wollen wir ein Stückchen zusammengehen? Ich begleite dich — das heißt — wenn's dir recht ist."

„Aber sehr — warum denn nicht —? Du bist ein merkwürdiger Mensch. Komm, laß uns eine kalte Flasche zusammen trinken — oder hast du nicht lange Zeit, wie —?"

„O doch —." Steffen kehrte um und ging mit Marnitz die Potsdamer Straße hinauf.

„Und solo heute —?"

„Ja, ich bin Strohwitwer —"

„Ach so —. Wie denn das —?"

Und Steffen erzählte — erzählte auch von dem schlechten Befinden seiner Frau, von der Unpäßlichkeit, die sich gar nicht geben wollte.

„Was sagst du dazu — du als Frauenarzt und -kenner? Was kann's sein? Was kann ihr fehlen —?"

„Was ihr fehlt —?" Marnitz blieb stehen, zuckte die Achseln. „Gar nichts —." Es klang leicht, obenhin.

„Meinst du —?"

Der andere ging weiter. „Oder — —"

„Was denn —? So sprich doch —!"

„Vielleicht auch das Gegenteil. „Vielleicht fehlt ihr viel — sehr viel sogar —"

„So — —"

„Ja, Arbeit, Beschäftigung, Tätigkeit. Nun weißt du's —."

Ja, nun wußte er's. Und war nicht überrascht — nein — denn es war auch seine Ansicht, war dasselbe, was er sich gesagt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pfingsturlaub.

Novellette von Hedwig Stephan.

„Puh, was ist das hier für eine Hitze!“ Die hagere Brünette, die eben die Tür zur „Statistik“ öffnete, fuhr ordentlich zurück und wehte sich mit dem Aktenheft, das sie in der Hand trug, ostentativ Luft zu. Die beiden jungen Mädchen, die in dem kahlen Raum an zwei tintenbekleckſten Pulten saßen, hörten zu schreiben auf, und die eine, die hübsche mit den zarten Farben und dem weichen Blondhaar, meinte zögernd: „Es zog immer so, wenn die Tür zum Materialienraum aufging, deshalb hab' ich das Fenster geschlossen.“ Dabei warf sie ihrer Kollegin einen unsicheren Blick zu, den die Hagere aber auffing. „Ach, wirklich? Doch wohl nicht Ihnen, Fräulein Meißner, sondern Fräulein Asmus, nicht wahr? Aber auf kränkliche Personen können wir nicht andauernd Rücksicht nehmen; wer keine frische Luft vertragen kann, der muß zu Hause bleiben.“ Dabei riß sie ohne weiteres das Fenster wieder weit auf.

Grete Asmus' blasses Gesicht rötete sich. „Ich bin wieder ganz gesund, wirklich, Fräulein Bachmann!“ versicherte sie ängstlich. „Das bißchen Husten ist ja nicht schlimm, und der Doktor sagt, wenn ich mich nicht überanstrenge“ — — — Das Läuten des Haustelephons unterbrach sie. Die Abteilungsvorsteherin ging rasch zum Apparat und nahm den Hörer ab. „Hier Statistik. Jawohl, Herr Direktor — Bachmann — — die Aufstellung für März? Ich denke, morgen im Laufe des Tages — Wie? Noch heute abend? Einen Moment bitte, ich frage eben einmal nach.“ Sie wandte sich nach Helene Asmus um. „Die März-Statistik, Fräulein — — bis wann — was? Noch 200 Eintragungen? Ja, das ist doch“ — — — „Ich — ich konnte nicht schneller — wirklich — es war so viel — ich will ja Ueberstunden machen —, sagen Sie doch bitte nichts.“

Indes, Fräulein Bachmann sprach wieder in den Apparat. „Es tut mir unendlich leid, Herr Direktor — heute abend nicht mehr — Fräulein Asmus ist nicht fertig — ja, gewiß, morgen vormittag, ich sorge schon dafür — es soll nicht wieder vorkommen.“ Sie hatte noch kaum das Zimmer verlassen, als Grete Asmus die Hände vors Gesicht schlug und so jammervoll zu schluchzen anfing, daß Lotte Meißner ordentlich Herzklopfen bekam. „Aber Asmuschen, regen Sie sich doch nicht so auf — das schadet Ihnen ja! Die Bachmann meint es ja gar nicht so böse — wirklich —, hören Sie doch auf zu weinen, bitte, bitte! — Rasch, gehen Sie auf den Korridor und kühlen Sie sich die Augen ein bißchen.“ Sie schob das zitternde Mädchen aus der Tür und wandte sich nach dem Eintretenden um. Es war ein schlanker, junger Mann, mit einer roten Mappe unter dem Arm, das Gesicht in streng dienstliche Falten gelegt.

„Guten Morgen, Fräulein Meißner — wie geht's? Fräulein Drachmann ist nicht anwesend, wie ich mit Vergnügen konstatiere!“ Lotte errötete. „Sie sollen das ja nicht immer sagen, Herr Lorenzen!“ erwiderte sie vorwurfsvoll „Am Ende hört sie's doch mal, und dann Gnade Ihnen Gott.“ Herr Lorenzen lachte und zeigte unter dem braunen Schnurrbart eine Reihe tadelloser Zähne. „Machen Sie mich nicht graulich, Fräulein Meißner; es nutzt Ihnen nichts! Außerdem komme ich heute in allerhöchstem Auftrage: ich soll von der Dame, die in diesem Jahre an der Reihe ist, das Pfingsturlaubsgesuch holen. Sie haben's doch nicht vergessen?“ — „Ach nein“, sagte Lotte und versteckte ihren Kopf hinter dem Pultdeckel. „Hier, bitte schön — wenn Sie so gut sein wollen, es weiterzugeben.“

„Gewiß, Fräulein, gern.“ Er legte das Blatt sorgsam in die Mappe, grüßte die Abteilungsvorsteherin, die eben eintrat, sehr gemessen, und zwinkerte hinter ihrem Rücken Lotte noch vergnügt zu, ehe er die Tür schloß. Vergessen — — sie hätte den Pfingsturlaub vergessen sollen! Diesen Pfingsturlaub, auf den sie sich so grenzenlos, so unsäglich freute! Schon lange, vor Weihnachten schon, hatten die vier diesjährigen Pfingsturlauber — Fräulein Köhler aus der Schreibstube, Fräulein Häusgen vom Fernsprechamt, genannt das „Telephon-Hänschen“, die Privatstenographin des Direktors, und sie selbst — sich nämlich zu einer Spreewaldtour verabredet. Volle vierzehn Tage durfte man dortbleiben — das lohnte sich schon! Und, was die Hauptsache war — oder nein, das ja gerade nicht —, aber — Lotte fühlte ordentlich, wie ihr das Blut zu Kopf stieg — —, Herr Lorenzen hatte Fräulein Hänsgen erzählt, daß seine Eltern in Lübben wohnten, ihr ein gutes Hotel empfohlen und durchblicken lassen, daß er selbst wahrscheinlich während der Feiertage und noch etwas länger zu Hause sein würde.

Als Lotte am nächsten Morgen ins Büro kam, war der Platz ihr gegenüber leer. Auf ihre besorgte Frage zuckte Fräulein Bachmann die Achseln. „Wir haben gestern bis 10 Uhr Ueberstunden gemacht, das ist Fräulein Asmus wohl nicht bekommen. Na, wenn sie jetzt wieder fehlt, wird ihr gekündigt.“ Lotte fand diese Herzlosigkeit empörend und nahm sich vor, gleich nach Büroschluß die Kollegin zu besuchen, obwohl der Weg so ziemlich eine Stunde in Anspruch nahm.

Eine blasse Frau, die der grüne Augenschirm noch bleicher erscheinen ließ, machte Lotte auf und führte sie in die Wohnstube. Als sie ihren Namen nannte, nickte sie freundlich. „Ja, ja, ich weiß, Sie sind immer so nett zu meiner Grete, aber die andere, die Vorsteherin“ — — —

Sie stockte und zupfte an der Tischdecke. „Grete kam gestern erst gegen 11 nach Haus, und heute hat sie Fieber und ist so matt, daß sie nicht auf den Füßen stehen kann. Und heute früh, da hat mir der Doktor solche Bange gemacht“ — sie schluckte und kämpfte mit dem Weinen — „es könnte ein Rückfall kommen, wenn sie sich so anstrengt und aufregt — — sie müßte noch auf ein paar Wochen weg — aber es geht ja nicht, sie wird ja heftig, wenn man bloß einen Ton davon sagt — — und dann auch — die Kosten.“ — —

Jetzt flossen ihr doch die Tränen über das verhärmte Gesicht. Einen Moment noch zögerte Lotte, dann tat sie einen tiefen Atemzug. „Frau Asmus, ich — es tut mir ja zu leid mit Grete — ich möchte — ich bekomme nämlich 14 Tage Urlaub diesmal zu Pfingsten — da soll Grete statt meiner gehen — ich hab's ja nicht nötig — — und — und — wenn Sie's nicht übelnehmen — — 75 Mark hatte ich für die Reise gespart, dafür könnte Grete schon irgendwo sehr nett unterkommen natürlich leih' ich's Ihnen nur einstweilen, Sie geben's mir dann später wieder — nicht wahr?“

Ganz schnell hatte sie alles hingesprochen, als ob sie sich selbst nicht Zeit lassen wollte zum Besinnen, und Frau Asmus nicht angesehen dabei. Aber da fühlte sie ihre Hände gefaßt von zitternden Fingern, und eine fast versagende Stimme stammelte: „Fräulein — Fräulein — das soll Ihnen unser Herrgott lohnen — ich nehm's an, auch das Geld — das Stolzsein kann ich mir nicht mehr leisten, Fräulein — —, ach, ich bin ja zu glücklich — zu glücklich!“ — — —

Als Lotte am nächsten Morgen ihren Entschluß im Büro mitgeteilt hatte, war das Staunen groß gewesen. Es überlief Lotte brühheiß, als sie jetzt noch daran dachte — und überhaupt an den ganzen schönen Pfingstausflug, der nun zu Wasser geworden war. Zeit genug hatte sie ja dazu, sie saß heute, am Vormittag des ersten Feiertages, mutterseelenallein in ihrem Zimmerchen. Ihre Wirtin machte einen Tagesausflug mit Bekannten, die beiden Mitpensionärinnen waren in die Heimat gereist, und draußen in der Küche rasselte Berta ungnädig mit den Töpfen herum, weil sie „wegen die eine lumpge Person“ hatte zu Hause bleiben müssen. Lotte sah die stille, sonnenbeschienene Straße hinunter und suchte sich vorzustellen, wie glücklich jetzt Grete Asmus sein würde, wie es doch etwas Erhabenes wäre, andere glücklich zu machen, und wie sie allen Grund hätte, fröhlich zu sein. — Ach nein, sie war nicht fröhlich — gar nicht —, sie war traurig, so schrecklich traurig — das Entsagen war so schwer

Schnurrr — — — ging draußen die Flurklingel. Ein paar Sekunden später stand Berta auf der Schwelle, in Haltung und Ton die personifizierte Mißbilligung. „Fräulein, kommen Se doch mal in Salong, da is einer, der Ihn' sprechen will!“ — „Mich? Ach, bewahre! Das wird der Herr sein, der Fräulein Richters Stube mieten wollte“ — „Nnee, nee — Ihn' will er jrade — un' nu jehn Se man, sonst mach ter sich am Ende wieder dünne!“ Aergerlich erhob sich Lotte. In dem sogenannten „Salon“ waren die Jalousien herabgelassen, damit die Sonne der roten Plüschpracht keinen Schaden zufüge. Und durch die grünliche Dämmerung kam jemand auf Lotte zu — groß und schlank, mit braunen Augen. — Es durchzuckte sie wie ein Schlag — ihre Glieder flogen. „Herr — Herr Lorenzen“ — Sie war ganz fassungslos, und auch er, der sonst so Redegewandte, suchte zuerst nach Worten.

„Fräulein Meißner — liebes Fräulein —, verzeihen Sie nur — daß ich hier so eindringe — ich — ich war heute morgen auf dem Bahnhof und wollte mich den Damen anschließen — und da erzählte mir Fräulein Hänsgen, weshalb Sie nicht mitkämen — ja — und da bin ich gleich wieder umgekehrt — weil ich Ihnen etwas sagen mußte.“ — —

„Sehen Sie, liebes Fräulein Lotte — daß ich Sie gern habe, riesig gern, nicht wahr, das wissen Sie ja? Umsonst klimmt man schließlich nicht so oft die Treppen zur Statistik herauf und läßt sich von der Bachmann anblasen! Aber ich habe doch immer noch überlegt und geschwankt, denn — am Ende —, ich wußte ja weiter rein nichts von Ihnen, als daß Sie so ein süßes Gesichtchen haben und daß Sie lustig sind und witzig — aber das war mir nicht genug —, 'Jung', sieh aufs Herz!' hat meine Mutter immer gesagt, wenn die Rede aufs Heiraten kam — bloß, daß das solche verflixte schwierige Geschichte ist, Fräulein Lotte — und wenn einem da nicht ein glücklicher Zufall zu Hilfe kommt, wie mir heute früh" —

„Fräulein Lotte — Sie — Sie sind ja so still — mein Gott — war ich etwa ein großer Dummkopf? — Wollen Sie mich vielleicht gar nicht? Ach, sagen Sie doch ein Wort, bitte, bitte!" — — — Dazu war Lotte nun zwar nicht imstande, denn der selige Schrecken hatte ihr gänzlich die Sprache verschlagen, aber sie sah zu ihm auf, und das mußte wohl genügen, um jeden Zweifel zu beseitigen, denn er öffnete weit die Arme, und eben wollte Lotte hineinfliegen, als es heftig an die Tür klopfte und Berta wie eine zürnende Rachegöttin auf der Schwelle erschien.

„Entschuld'gen Sie man, Fräulein, wenn ick Ihn' in die Unterhaltung störe, aber ick wollte bloß fragen, ob ick Bratkartoffeln oder Piree zu's Biefstück machen soll!" Worauf Kurt Lottes Hand ergriff und lächelnd erwiderte: „Keins von beiden, freundlicher Hausgeist — meine Braut wird mit mir nach Lübben fahren und fürs erste wahrscheinlich nicht zurückkommen — bestellen Sie das an Frau Grabusch!"

Gepanzerte Mädchen.

Bereits vor einem Jahrtausend war im Kaukasus bei gewissen Bergstämmen die vollschlanke, wenn nicht magere Linie das Schönheits- und Modeideal. Eine unerwünschte Korpulenz galt bei der holden Weiblichkeit als Minderwertigkeit auf dem Heiratsmarkt. Und die Unglücklichen, denen wenig gütige Feen die Anlage zu üppiger Fülle in die Wiege gelegt hatten, mußten sich schon frühzeitig einer Prozedur unterziehen, die sich nur ein wenig von den Modetorheiten der Jahrhundertwende unterschied!

Das heranwachsende Kind wurde nämlich in einen festen Lederpanzer eingenäht, der dem Körper jede Möglichkeit nahm, sich vom präraffaelitischen Ideal zu entfernen. Und erst dem glücklichen Gatten war es gestattet, das Ledergehäuse mit einem gewaltigen kaukasischen Dolch aufzutrennen.

Statistik des Selbstmordes.

Erschreckender, treffender als alle lyrischen, gequälten Betrachtungen über die grassierende Selbstmordepidemie ist die nüchterne Statistik, die über die Ueberhandnahme dieser unheilvollen Volksseuche Auskunft gibt. Eine ansteckende Krankheit, der Leute ohne Unterschied des Standes, des Alters und der Psyche unterliegen. Eine Alltäglichkeit, in den Zeitungen unter anderem den nackten Tatbestand eines Selbstmordversuches zu lesen, dessen grausame Tragik uns kaum noch bewußt wird. Die Zahlen sprechen beredt: Berlin hatte im Jahre 1928 6900 Lebensmüde, Wien 3300, Budapest mit einer Million Einwohner in dem gleichen Zeitraum gegen 1600; die ungarische Hauptstadt hat bekanntlich den größten Prozentsatz von Selbstmördern aufzuweisen. Diese erschreckenden Zahlen geben natürlich noch keine Vorstellung von den Nöten solcher Menschen und von den Beweggründen für ihren Entschluß. Hier sind aber nicht nur immer soziale Mißstände maßgebend, wenn sie auch an erster Stelle fungieren, romantische Motive, Lebensüberdruß finden sich auch in solch einer Statistik angegeben. Aus der Auslese dieses Materials seien hier nur zwei Fälle herausgegriffen. In Paris macht ein neunundneunzigjähriger Mann seinem Leben ein Ende, der gewettet hatte, 100 Jahre alt zu werden. Da er erkrankte, vergiftete er sich mit Gas, vorher schrieb er auf einen Zettel, daß er nicht glaube, seine Wette noch gewinnen zu können. Ein Gegenstück dazu. In Moskau stürzt sich ein sechsjähriger Volksschüler vom vierten Stockwerk auf die Straße. Weil er nicht in die Schule gehen wollte. Er schrieb diesen herzzerreißenden Grund mit soeben mühevoll erlernten Buchstaben auf die Schiefertafel. Zwei Menschen ziehen die Konsequenzen. Woraus? — Und zwischen diesen beiden eine Armee von Lebensmüden zwischen sechs und neunundneunzig, die täglich dasselbe tun. Warum?

Er geigt Rekord.

Man läuft, tanzt, schwimmt, trinkt, spricht Rekord. In Wien hat kürzlich ein Pianist Rekord gespielt. Er hat es 75 Stunden — um es ganz genau zu sagen: 75 Stunden und 40 Minuten — am Klavier ausgehalten und somit die Weltmeisterschaft im Dauerklavierspiel errungen. Der Ruhm dieses Rekordpianisten hat einen anderen Musiker nicht schlafen lassen. Benno Bischof aus Steyer in Oberösterreich, seines Zeichens Geiger in einem städtischen Orchester, hat sich vorgenommen, nun auch einen Dauerweltrekord im Geigenspiel aufzustellen. Er hat das Training schon aufgenommen. Er geigt. Bei seinem ersten Rekordversuch hat er es bereits auf 24 Stunden gebracht. Er hat also Tag und Nacht gespielt. Benno Bischof hofft, diese Leistung nach mancherlei Proben bedeutend erhöhen zu können.

In der Mitte des nächsten Monats will er dann seinen Weltrekord im Geigendauerspiel aufstellen. Man wird ja sehen oder hören. Wir beneiden die Leute nicht, die es werden hören können! 75 Stunden! Ein Genuß. Aber vielleicht reißen die Saiten vorher. Für diesen Fall wird Benno, der Rekordgeiger, sich vorgesehen haben. Er hat auch Ersatzleute für die Klavierbegleitung sichergestellt. Er will nämlich nicht allein geigen, sondern sich von einem Pianisten begleiten lassen. Da nun nicht jeder Pianist ein Rekordmann sein kann, wird Benno alle sechs Stunden von einem neuen Klavierspieler begleitet werden. Man sollte in Erwägung ziehen, ob es nicht eine Erhöhung des musikalischen und sportlichen Genusses bedeutete, wenn man als Begleiter Bennos den neuen Wiener Klavierrekordmann heranziehen würde. Dann wäre eine Ablösung gar nicht nötig, und beide könnten sich selbstvergessen in ein besseres Jenseits hinübergeigen und hinüberklimpern. Wo sie sanft erwachen mögen!

Aus unserem Raritätenkasten.

780.

Der Lachs ist wohl der bedeutendste Hungerkünstler der Welt. Er vermag auf seinen Hochzeitsreisen ein volles Jahr zu fasten. Magen und Darm trocknen ein. Nach erfolgter Laichabgabe nimmt er tüchtig Nahrung zu sich und hält dann auch in der Gewichtszunahme den Rekord.

781.

Die jungen Aale sind imstande, den Rheinfall bei Schaffhausen zu überwinden. Zehntausende gehen dabei zugrunde; ihre schlüpfrigen Leiber bilden die Brücke, die den nachfolgenden das Ueberklettern ermöglicht.

782.

Beim Ueberwinden von Hindernissen kann der Lachs Luftsprünge von 4 Metern Höhe und 6 Metern Weite ausführen.

783.

Aale und Neunaugen gehören zu denen, „die da sterben, wenn sie lieben"; von ihrer Hochzeitsreise kehren sie nie wieder.

784.

Ein erwachsener Mensch mit normalem Haarwuchs hat etwa 200 000 Haare auf dem Kopf. Blondhaarige haben mehr als Schwarzhaarige.

785.

Der Mond ist von der Erde 384 415 Kilometer entfernt, eine Strecke also, die ein moderner D-Zug in etwa 6 Monaten durcheilen würde. Dieser Trabant ist viel kleiner als die Erde; den Durchmesser seiner Kugel hat man auf 3480 Kilometer errechnet, und man könnte 49 Monde in unsere Erdkugel hineinpacken.

786.

In Ostafrika am Viktoriasee leben die Wahumaneger, deren Männer mit wenigen Ausnahmen Riesen sind. 180 Zentimeter groß gilt bei den Wahuma noch als klein.

787.

In China war es früher Sitte, daß der Kaiser ein Stück Acker eigenhändig pflügen und besäen mußte. Diese schöne Sitte sollte zeigen, wie heilig der Ackerbau ist. Der Vorgang wurde mit großem Prunk begangen, und die Ernte des „kaiserlichen Ackers" kam den Armen zugute.

788.

Die chinesische Mauer wurde 200 Jahre v. Chr. erbaut. Die Mauer ist 11—12 Meter hoch, 10 Meter dick und fast 3000 Kilometer lang, eine Länge, die ungefähr der Strecke von Schottland bis zur Türkei gleichkommen würde.

Fröhliche Ecke.

Kaltblütig. „Donnerwetter, jetzt habe ich die ganze Farbe hier am Knie", sagt ein kurzsichtiger Herr, der einer frisch gestrichenen Bank zu nahe gekommen ist.

„Tut nichts," antwortete der Maler seelenruhig, „ich muß sie doch so wie so noch einmal überstreichen."

*

Aviatikerlatein. „Ich sage Ihnen, nur noch ein paar hundert Meter höher — und ich hätte Ihnen eine Momentaufnahme von Petrus mitgebracht!"

*

Unangenehm. Richter: Das Automobil ist Ihnen also direkt über das Gesicht gefahren. Haben Sie einen besonderen Nachteil davongetragen?

*

Der Rat. Nach der Untersuchung gibt der Arzt seinem Patienten Verhaltungsmaßregeln: „Vor allen Dingen hüten Sie sich vor starken Erregungen."

„Gern, Herr Doktor, vielleicht berücksichtigen Sie das bei Ihrer Rechnung!"